

Schwester Thekla.

Novelle von **Karl Schüler**.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ja, ja," fängt der General wieder an, „das mit der Hilde geht mir viel im Kopfe herum. Das war ein Unglück, daß meine Frau starb. Ein großes Unglück für das Kind. Ich habe erst spät geheiratet. Ich war stets mit Leib und Seele Soldat und hatte nie Zeit, mir eine Frau zu suchen. Ich bin gut avanciert. Mit vierzig Jahren Oberst, das will was heißen. Aber ein Oberst ohne Frau, das ist so 'ne Sache. Na, da habe ich dann geheiratet. War ein nettes Mädchen, das ich mir zur Frau nahm. Ein bißchen jung freilich. Wir waren aber sehr glücklich. Hat leider nicht lange gedauert mit dem Glück. Wie die Hilde zwei Jahre alt war, starb meine Frau. Nun stand ich mit dem Kind allein da. Da habe ich mir so durchgeholfen. Mein Bursche wurde Kinderbonne. Aber nun, wo Hilde heranwächst, taugt das nicht mehr. Da fehlt doch sehr die leitende Hand der Mutter. Ja, die fehlt."

Der General hat die letzten Worte direkt zu Schwester Thekla gewandt gesagt, und er scheint eine Bestätigung von ihrer Seite zu erwarten.

Sie schweigt jedoch, ihre Augen schweifen träumerisch über den Gartenzaun zu den bewaldeten Bergen hinüber.

Der General fährt fort: „In Pension geben, wird gesagt. Aber ich mag mich nicht trennen von dem munteren Ding. Ich werde ja doch bald die Hosen mit den roten Streifen in den Schrank hängen müssen, Krüppel kann man nicht in der Armee gebrauchen, und dann hätte ich ja gar nichts mehr vom Leben, wenn ich das Kind nicht um mich hätte. Nicht wahr, Schwester Thekla?"

„Ich kann es mir denken, daß Sie eine Trennung von dem Kinde schwer empfinden würden. Auch Hilde würde darunter leiden."

„Nicht wahr, das meinen Sie auch," fällt lebhaft der General ein, „für die Kleine ist es am besten, sie bleibt im Elternhaus. Das ist aber nur möglich, wenn —"

Er bricht da plötzlich mitten im Satze ab, sein bleiches Gesicht ist ganz rot geworden, und auf der Stirne perlen ihm Schweißtropfen.

Er wischt sich die Stirn und versucht den Waffenrock, welcher über dem abgemagerten Körper Falten schlägt, glatt zu ziehen. Dann fährt er fort, und er dämpft beim Sprechen seine rauhe Stimme zu einem so weichen Tone, daß Schwester Thekla erstaunt zu ihm aufblickt.

„Sehen Sie, meine liebe Schwester Thekla, ich möchte Ihnen etwas sagen. Halten Sie es dem unbeholfenen Soldaten aber zu gute, wenn er dafür den richtigen Ausdruck nicht findet. Sie haben der Hilde den Vater erhalten, ohne Sie stünde das arme Ding jetzt ganz allein in der Welt. Wollen Sie Ihr Werk der Barmherzigkeit vollenden und ihm auch die Mutter wiedergeben?"

Die Stimme des Generals zittert heftig bei den letzten Worten, man hört aus ihr die tiefe innere Erregung heraus. Erwartungsvoll ruht jetzt sein Blick auf dem neben ihm sitzenden Mädchen.

Schwester Theklas Augen starren betroffen auf den General.

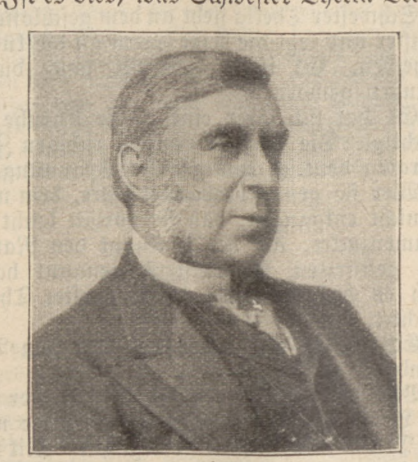
Eine kleine Pause tritt ein.

„Herr General, wie könnte ich . . ." stammelt sie.

„Indem Sie meine Frau werden, Schwester Thekla."

Der General sagt das mit einer Innigkeit, die etwas Rührendes hat.

Ist es dies, was Schwester Thekla Tränen



Viscount G. J. Goschen †. (S 83)

in die Augen lockt? Sie preßt das Taschentuch gegen das Gesicht.

Der General fährt fort. „Halten Sie mich nicht für einen alten Esel, der mit zweiundfünfzig Jahren noch Liebe sucht. Ich will eine Mutter für mein Kind, und ich glaube, die habe ich in Ihnen gefunden. Es mag egoistisch von mir sein, daß ich Sie, den Schutzengel der Kranken hier, so für mich allein okkupieren möchte, doch ich hoffe, es wird einem Vater verziehen werden, der alles tut in der Sorge um sein einziges Kind. Dann meine ich aber auch, daß Sie es für die Länge der Zeit hier nicht aushalten. Sie reiben sich auf. Ihre Konstitution ist den Strapazen nicht gewachsen, welche Ihr Beruf hier bedingt. Beschränken Sie Ihre Tätigkeit auf uns beide armen Menschenkinder, einen Invaliden, der Ihnen nicht gar zu lange mehr zur Last fallen wird, und ein unmündiges Kind, das Ihnen mit Liebe und Vertrauen anhängt. Wollen Sie, Schwester Thekla?"

Diese hat die aufsteigenden Tränen getrocknet. Sie ist wieder ganz die ruhige, ernste Schwester Thekla, welche nie an sich selbst denkt in der Sorge für andere. „Herr General," sagt sie und schlägt ihre Augen voll zu ihm auf, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihr Vertrauen, für Ihre Großmut. Der heutige Tag barg für mich seit acht Jahren die traurigste Erinnerung. Es ist der Todestag eines Mannes, der mir sehr nahe gestanden hat, meines verstorbenen Bräutigams. In diese traurige Erinnerung wird sich künftig eine andere mischen, eine mildernde, versöhnende, die an Sie, Herr General. Das Amt zu übernehmen, welches Sie so hochherzig waren mir anzutragen, hat für mich viel Verlockendes. Ich achte Sie, Herr General, und liebe Hilde aufrichtig. Wenn ich Ihnen trotzdem nicht heute einen endgültigen Bescheid über Annahme oder Ablehnung der mir zugedachten Ehre geben kann, so bitte ich Sie, den Grund dafür in dem bei uns herrschenden Gebrauch zu suchen, nach dem die Pflegerin erst sechs Monate nach Entlassung des Kranken aus der Anstalt Anträgen auf Berufsveränderungen, wie Sie mir eine solche vorschlugen, Gehör schenken darf."

Schwester Thekla hat den letzten Satz mit dem leichten Anflug eines Lächelns gesagt, das ihren Zügen etwas ungemein Liebliches verleiht.

Dann setzt sie ernster hinzu: „Ich möchte aber auch vorher mir die Erlaubnis meiner mütterlichen Freundin, der Schwester Oberin, einholen. Sie werden mich verstehen, Herr General, und nicht wahr" — sie reicht ihm die Rechte hin — „wie auch der Bescheid ausfallen mag: Sie bleiben mein Freund?"

Der General drückt energisch die darge-

reichte schmale und feste Hand der Schwester.
„Das bleibe ich, Schwester Thekla," sagt er, und sich langsam erhebend, setzt er hinzu: „Morgen beziehe ich mein Heim in der Stadt. Aber ich komme wieder nach sechs Monaten. Ja, dann komme ich wieder."

Von der Schwester unterstützt, humpelt der General dem Hause zu.

Einmal bleibt er stehen. „Darf ich Ihnen die Hilde öfters herausschicken?"

„So oft Sie wollen."

Es ist Herbst geworden. Im Garten hinter dem Schwesternhaus beginnt das Laub sich zu färben, und der Wind wirbelt es von den Bäumen herunter und treibt sein Spiel damit auf den Wegen und Rasenplätzen.

Der Himmel hat sich seit Tagen in eintöniges Grau gehüllt, nur selten gestatten die Wolken der Sonne einen Durchblick.

In den Zimmern und Krankensälen werden die Lichter angezündet. Doktor Mittelstädt hat seine letzte Runde beendet. Er ist in das Gemach der Oberin getreten, um sich zu verabschieden.

Hier trifft er Schwester Thekla.

Er tritt mit freundlichem Lächeln auf sie zu und reicht ihr die Hand. „Ich gratuliere Ihnen, Schwester, zu Ihrer Verlobung."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor."

„Sie verlassen uns schon bald, habe ich gehört."

„Schon morgen, Herr Doktor."

„Der Herr General wünscht Schwester Thekla auf einige Wochen zu einer Verwandten auf das Land zu schicken. Eine solche Ausspannung wird der Armen gut tun," wirft die Oberin ein.

„Gewiß, gewiß," bestätigt der Doktor.

„Sie ist uns recht blaß und schmal geworden," fährt die Oberin fort, „bei der unglückseligen Diphtheritisepidemie hat sie Übermenschliches geleistet."

Schwester Thekla ist rot geworden bei dem Lob der Vorsteherin. „Ich tat nicht mehr wie die anderen," sagt sie bescheiden.

„Ich hatte seit acht Jahren an Ihnen eine Stütze, für die ich wohl kaum je Ersatz finden werde," meint mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns der Doktor, „aber ich freue mich nichtsdestoweniger über Ihr Glück. Sie verdienen es, glücklich zu werden. Nun, wir sehen uns morgen noch."

Der Doktor will sich verabschieden.

Schwester Thekla hält seine Hand fest in der ihren. „Nicht morgen nur," sagt sie, „sondern noch recht oft. Sie werden mich nicht vergessen und mir Ihre Freundschaft bewahren. Nicht wahr, Herr Doktor?"

Ein warmer Händedruck ist die einzige Antwort.

Indem dringt von der Straße herauf das Geklapper von Pferdehufen. In gestreckter Karriere sprengt ein Reiter heran. Vor dem Portal des Schwesternhauses pariert er sein schaumbedecktes Pferd.

Die drei oben im Zimmer der Oberin treten an das Fenster. Sie sehen, wie sich ein Husarenleutnant aus dem Sattel schwingt.

Er pocht hastig an das Fenster der Pförtnerin. Man hört ihn nach der Oberin fragen. Sporenklirrend stürmt er die Treppe herauf.

Jetzt pocht er an die Zimmertür.

„Habe ich die Ehre, die Frau Oberin —?" keucht der Leutnant.

Die Schwester Oberin tritt vor in den hellen Schein der Lampe. Der Offizier verbeugt sich, die Hacken aneinanderschlagend.

„Leutnant v. Heimberg-Marlingen," stellt er sich vor.

„Sie wünschen, Herr Leutnant?"

„Rittmeister v. Sommitz von der zweiten Schwadron ist auf der Fuchsjagd bei Harbe vom Pferd gestürzt, wurde eine Strecke geschleift und schwer verletzt. Der Herr Oberst lassen die Frau Oberin bitten, dem Verwundeten, welcher sich auf dem Transport hierher befindet, Aufnahme zu gewähren. Bei der Schwere der Verletzungen hält der Herr Oberst einen Transport bis zu dem auf der anderen Seite der Stadt gelegenen Militärlazarett für unmöglich."

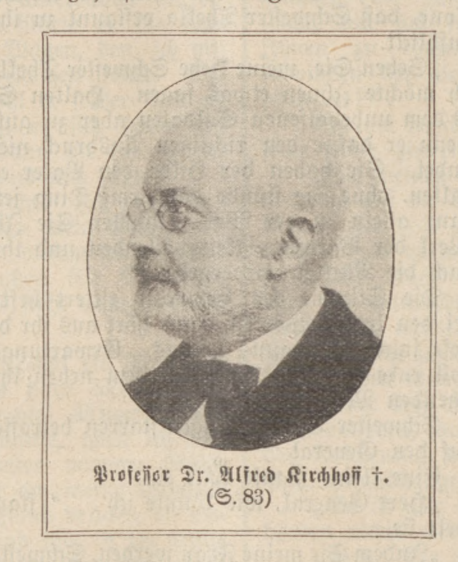
„Ich werde sofort ein Zimmer zur Aufnahme des Herrn Rittmeisters herrichten lassen."

„Ich danke Ihnen. Es bleibt mir noch die peinliche Pflicht, Frau v. Sommitz von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Sie entschuldigen meine Herrschaften. Habe die Ehre."

Der Leutnant macht kehrt und verläßt das Schwesternhaus. Unten besteigt er sein Pferd und reitet der Stadt entgegen.

Doktor Mittelstädt bleibt, um die Ankunft des Verunglückten zu erwarten. „Werden Sie mir heute abend noch einmal assistieren? Es wird ja doch das letzte Mal sein," wendet er sich an Schwester Thekla.

„Gewiß," antwortet die stets Hilfsbereite. Dann geht sie aus dem Zimmer der Oberin.



Professor Dr. Alfred Kirchhoff †.
(S. 83)

Sie holt Verbandsmaterial und trägt es in die Krankenstube, welche die Frau Oberin für den Rittmeister bestimmt hat. Bald ist alles vorbereitet.

Schwester Thekla steht an dem geschlossenen Fenster und legt die heiße Stirn an die kühlen Scheiben. Es ist mittlerweile ganz dunkel draußen geworden.

Es hat sich ihrer eine große Unruhe bemächtigt. Die sonst so ernsten, ruhigen Züge verraten deutlich eine gewisse Spannung.

Wer sie genau beobachtet hätte, dem wäre es nicht entgangen, daß sie vorhin leicht zusammenzuckte, als der Leutnant den Namen des gestürzten Rittmeisters genannt hatte, doch es hat niemand auf Schwester Thekla geachtet.

Eben trifft der Transport mit dem Verwundeten ein.

Vier Husaren tragen den Rittmeister auf der Leiter eines Bauernwagens, welche man mit Decken und Mänteln belegt hat. Mit ihm kommen mehrere Offiziere, auch der Oberst des Regiments.

Der Oberst läßt sich sofort bei der Frau Oberin melden und begrüßt den ihm bekannten Anstaltsarzt.

Er erzählt kurz die Vorgänge bei dem Unglücksfall, kann aber die Art der Verletzungen am Kopfe des Ärmsten nicht genau angeben, denn es ist alles mit Blut und Straßenschmutz bedeckt. Er vermutet einen Schädelbruch.

Für sicher hat er konstatiert, daß ein Hufschlag des Pferdes den rechten Arm des Rittmeisters zerschmettert hat.

„War er bei Bewußtsein?"

„Ich glaube nicht, Frau Oberin."

Schwester Thekla hat unterdes den Transport des Verwundeten in das für ihn bestimmte Zimmer geleitet. Sie tut es mit all der ihr eigenen Umsicht und Sorgfalt, und doch läßt sie heute die Ruhe vermissen, welche sie sonst vor allen anderen Schwestern auszeichnet. Ihre Hände zittern heftig, als sie dem Verwundeten das Luftkissen vorsichtig unter den zerschmetterten Kopf schiebt bei dem Tragen die Treppe hinauf, und ihre Stimme bebt bei den leise gegebenen Anordnungen.

Nun liegt der Rittmeister auf dem für ihn zubereiteten Lager.

Das Zimmer ist hell erleuchtet. Der Schein der Lampen fällt auf das blutgetränkte Leinentuch, welches den Körper des Verwundeten bedeckt.

Der sofort von dem Unfall benachrichtigte Oberstabsarzt ist soeben vorgefahren. Alle treten in das Zimmer.

Eine erwartungsvolle Stille herrscht in demselben. Nur unter dem Tuche dringt ein leises Stöhnen hervor.

Alle Blicke richten sich gespannt auf Doktor Mittelstädt, der, am oberen Ende des Lagers stehend, im Begriffe ist, das Leinen zurückzuschlagen.

Am Fußende des Bettgestelles steht Schwester Thekla.

Über das eiserne Gitter hinaus hat sie sich weit vorgebeugt.

Jeder Blutstropfen ist aus ihrem Gesicht gewichen, es scheinen sich alle ihre Sinne in den weit aufgerissenen grauen Augen zu konzentrieren. Ihre Nasenflügel beben, man sieht ihre Brust unter dem enggeschlossenen schwarzen Schwesterngewand arbeiten, und die schmalen, festen Hände haben sich um die kalten Eisenstangen des Bettes gekrampft.

Jetzt hebt der Doktor das Tuch.

Ein Murmeln des Entsetzens geht durch die Anwesenden.

Schwester Thekla beugt sich noch weiter vor. Mit angehaltenem Atem starrt sie in das verschwollene, mit geronnenem Blut und Straßenschmutz bedeckte Gesicht des Verwundeten.

Man kann unmöglich aus der verquollenen Masse menschliche Züge aber erkennen.

Schwester Thekla aber erkennt sie heraus, erkennt sie genau bis zur furchtbaren Gewißheit.

Ihre Finger lösen sich von den Eisenstangen, sie taumelt zurück, ein kurzer, heiserer Schrei entfährt ihrem Munde.

Der Offizier, der ihr zunächst steht, fängt sie auf. „Ich glaube, die Dame wird uns ohnmächtig."

„Schwester Thekla?" fragt, erstaunt aufblickend Doktor Mittelstädt.

Die Oberin ist mit einem Glase Wasser zu ihr getreten. „Was fehlt dir, mein Kind?" fragt sie besorgt.

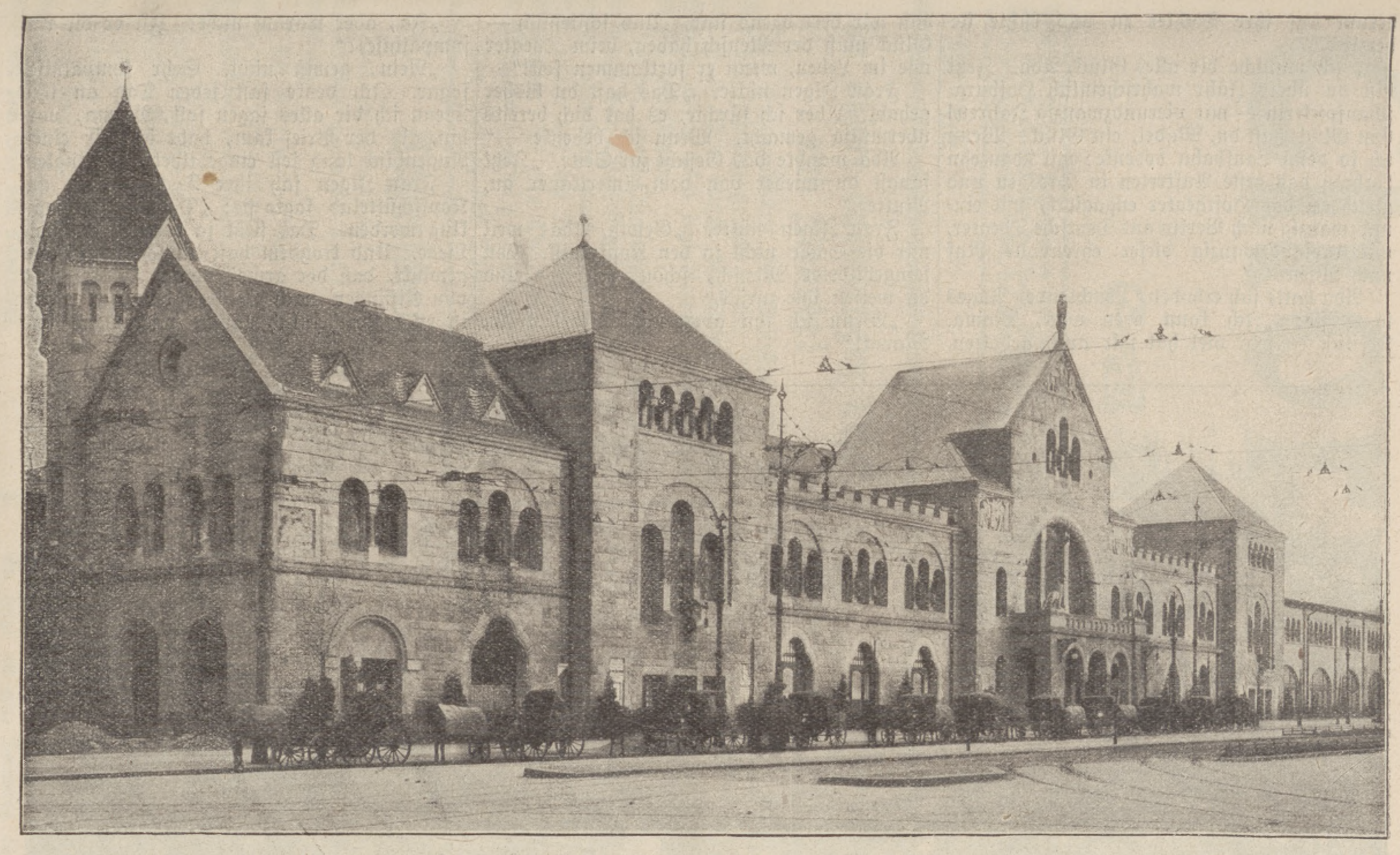
„Es geht schon wieder, Schwester Oberin." Sie richtet sich auf und nimmt einen Schluck Wasser.

„Werden Sie im stande sein, die Waschungen vorzunehmen, Schwester? Sie haben eine leichtere Hand als ich."

„Ich hoffe es, Herr Doktor."

Schwester Thekla tritt an das Lager des Verwundeten. Ein Offizier hält ihr das Waschbecken. Leicht und sicher fährt der weiche Wundschwamm in ihrer Hand über die zerrissenen aufgeschwollenen Gesichts- und Kopfteile, Blut und Schmutz entfernend.

Sie scheint sich völlig gefaßt zu haben,



Die neuen Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin.
Nach einer Photographie von M. Mißmann in Berlin.

sie scheint wieder ganz die in ihrem Beruf aufgehende Samariterin zu sein, von der Doktor Mittelstädt sagte, daß er für sie wohl kaum je Ersatz finden werde.

Die Ärzte besprechen sich leise.

Der Oberst fragt, was sie von dem Zustande des Rittmeisters halten.

„Das läßt sich erst nach der Waschung sagen," antwortet der Oberstabsarzt.

Die Oberin ist dabei, mit der Schere die zerrissenen Uniformstücke zu entfernen. Ein Offizier wirft die Frage auf, ob der Rittmeister wohl bei Bewußtsein sei. Die Augen sind zu verquollen, als daß sich aus ihnen hierüber Gewißheit erlangen ließe.

Der Oberst tritt dicht an das Bett und legt seine Hand auf die des Rittmeisters. „Somnitz, erkennen Sie mich?"

Die aufgedunsenen Lippen bewegen sich leicht, ein schwacher Ton dringt zwischen denselben hervor, der aber sofort von nachquellendem Blute erstickt wird.

„Er ist bei vollem Bewußtsein."

„Entsetzlich!" murmelt die Oberin.

Schwester Thekla gibt kein Zeichen der Teilnahme von sich. Ruhig, mit gewohnter Vorsicht, fährt sie fort, die Wunden auszuwaschen. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

In dem verstorbenen Lord Goschen hat England einen seiner hervorragendsten Staatsmänner aus der älteren Generation verloren. **Viscount George Joachim Goschen** war vom Großvater her deutscher Abstammung, wurde am 10. August 1831 in London geboren und begann seine politische Laufbahn 1863. Acht Jahre später wurde er zum ersten Male Marineminister, unter Salisbury verwaltete er 6 Jahre lang das Finanzministerium; seine bedeutendste Tat war die Umformung der englischen Flotte für die neuen Ziele der Weltpolitik während der Jahre 1895 bis 1900, wo er zum zweiten Male das Amt des Marineministers innehatte. — Der in Mockau bei Leipzig verstorbene **Professor Dr. Alfred Kirchhoff** war einer der Hauptvertreter moderner geographischer Wissenschaft. Er wurde am 23. Mai 1838 in Erfurt geboren, hat 31 Jahre lang an der Universität Halle als akademischer Lehrer gewirkt und durch Wort und Schrift die Bedeutung der Erdkunde als Lehrgegenstand wie ihre Entwicklung bedeutend gefördert. — Die **neuen Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin** sind zu dem Zwecke errichtet worden, den Interessen der Industrie, des Handels, des Gewerbes und der Landwirtschaft zu dienen, indem sie geeignete, umfangreiche Räume für jede erdenkliche Art von Ausstellungen bieten. Die Hallen sind von Baurat Gause im romanischen Stil aufgeführt und machen einen sehr stattlichen Eindruck. Sie bedecken einen Flächenraum von mehr als 10,000 Quadratmeter. Berlin hat in ihnen ein Ausstellungsgebäude erhalten, das in Größe und Ausführung den Vergleich mit ähnlichen, schon vorhandenen Bauwerken anderer Weltstädte nicht zu scheuen braucht.

Am Isonzo.

(Mit Bild auf Seite 84.)

Nirgends reicht die Mittelmeerflora so hoch nach Norden hinauf als im südlichen Krain, daher die reizend am linken Ufer des Isonzo gelegene Stadt Görz als klimatischer Winterkurort immer mehr in Aufnahme kommt. Der Isonzo selbst ist ein höchst interessanter Fluß, entspringt in den Julischen Alpen, tritt unterhalb Görz in die oberitalienische Ebene von Friaul und mündet unterhalb Monfalcone, wo er ein stattliches Delta gebildet hat, in den Golf von Triest. An den Ufern des Isonzo in der Nähe von Görz hat man herrliche Ausblicke auf die Julischen Alpen, den Karst und die fruchtbare Ebene zwischen diesem und dem Ternovoner Walde wie zum Adriatischen Meer. Sehr beliebt ist der Spaziergang nach dem Höhenort St. Florian und die Besteigung des Monte Santo.

Eine Magenstärkung.

(Mit Bild auf Seite 85.)

Das „Gläschen des armen Mannes"! Wer wollte dem von schwerer Arbeit heimgekehrten Alten die kleine „Magenstärkung" nicht gönnen? In unserer Zeit, wo so leicht ein gesunder Gedanke durch eine „Bewegung" ins Extreme getrieben wird, muß es schon hervorgehoben werden, daß für unzählige Land- und Bergbewohner, die in rauhem Klima bei geringer Kost unter außerordentlicher Anstrengung ihrer Körperkraft einer schweren Hantierung nachgehen, das langsam und mit Wohlbehagen geleerte Gläschen Schnaps nach der Mahlzeit in der Tat eine Magen- und auch eine Herzstärkung ist, die als „Alkoholmißbrauch" kaum bezeichnet werden kann. Ein Verschwender ist der alte Holzfäller, der da mit dem wärmenden Elixir, das er sich ins Gläschen geschenkt hat, vor dem Trinken erst noch ein wenig liebäugelt, gewiß nicht. Der hält Maß! Und nun nur zu, Alterchen! Wohl bekomm's!

Die Perücke.

Novellette von **Johannes Stavi**.

„Hat es nicht geklingelt, Mama?"

„Ich glaube, ja."

„Wer kann das sein?"

„Aber Kind — so früh am Vormittag! Irgend ein Lieferant oder der Briefträger."

Die Tür öffnete sich, und ein Dienstmädchen brachte auf silbernem Teller einen amtsmäßig aussehenden Brief. „Für das gnädige Fräulein."

Ada Ilgen griff hastig nach dem Schreiben. Als sie einen Blick auf die Aufschrift des Umschlages geworfen hatte, öffnete sie ihn sichtlich erregt. Gleich darauf rief sie jubelnd: „Mama, da bietet mir die Hofburgtheaterintendanz für den Januar ein auf Engagement abzielendes Gastspiel an."

Frau Geheimrat Ilgen schnellte von ihrem Sitze empor, kam um den Frühstückstisch

herum auf ihre Tochter zu und küßte sie herzlich.

„Ich wünsche dir alles Glück, Ada. Jetzt bist du übers Jahr wahrscheinlich Hofburgschauspielerin — mit vierundzwanzig Jahren! Ein Glück hast du, Mädel, ein Glück! Wenn ich so deine Laufbahn bedenke: mit neunzehn Jahren das erste Auftreten in Dresden und gleich an das Hoftheater engagiert, mit einundzwanzig nach Berlin ans Deutsche Theater, mit dreiundzwanzig dieser ehrenvolle Ruf nach Wien —"

Ada hatte sich erhoben. Leuchtenden Auges sagte sie: „Ich kann eben was, Mama. Freilich — sehr viel hat mir auch geholfen, daß wir vermögend sind. Und schließlich — Glück muß der Mensch haben, beim Theater wie im Leben, wenn er fortkommen soll!"

Frau Ilgen nickte. „Das hast du bisher gehabt. Aber ich fürchte, es hat dich bereits übermütig gemacht. Wenn ich bedenke —"

Ada wandte das Gesicht zur Seite. „Jetzt fängst du wieder von dem Amerikaner an, Mutter."

Frau Ilgen nickte. „Gewiß, Ada, weil mir die Sache nicht in den Kopf will. Ein feingebildeter Mensch, schön, reich — und du weisest ihn zurück."

„Wenn ich ihn aber nicht lieben kann, Mama!"

„Ja, aber warum nicht? Ist er dir unsympathisch?"

„Nein, gewiß nicht. Sehr sympathisch sogar. Ich denke fast jeden Tag an ihn. Wenn ich dir alles sagen soll, Mama, vorhin, als der Brief kam, habe ich mir einen Augenblick lang fest eingebildet, er klingle."

Frau Ilgen sah ihre Tochter groß an. Kopfschüttelnd sagte sie: „Daraus soll man klug werden. Das sieht ja beinahe aus wie Liebe. Und trotzdem hast du so deutlich abgewinkt, daß der arme Mensch spornstreichs von Kissingen nach London dampfte. Jetzt ist er wahrscheinlich längst wieder in New York."



Am Isonzo. (S. 83)

„Ich bin fest überzeugt, er kommt wieder herüber," sagte Ada langsam.

„Nun, und —? Wie wird's dann sein?"

Das Mädchen machte eine Bewegung der Unschlüssigkeit. „Ich weiß nicht. Aber ich glaube, ich winke wiederum ab. Es ist etwas an ihm, das mich trotz allem wieder zurückstößt."

„Ja, aber was, Kind? Was?"

Darauf blieb Ada die Antwort schuldig. Um die Mutter von der Frage abzulenken, zog sie sie auf das kleine blausamtene Sofa nieder und begann die Erinnerungen an den Aufenthalt in Kissingen durchzusprechen, von dem die beiden Damen vor zwei Wochen zurückgekehrt waren. Dort hatten sie den Amerikaner, Doktor James Colman, kennen gelernt.

Der dicke Wertheimer, ein Berliner Bankier, der sich unter den Badegästen befand, wußte auf Grund seiner geschäftlichen Verbindungen mit dem New Yorker Platze zu erzählen, daß der Vater des Doktor Colman noch auf gut deutsch Michel Kollmann geheißen habe und ein biederer badischer Papiermüller gewesen sei, der vor einem Menschenalter mit wenig Geld und vielen Hoffnungen die Reise über das große Wasser antrat. Heute beherrscht die Firma M. Colman & Sohn beinahe die gesamte Papiervereinigung der Vereinigten Staaten, und ihr alleiniger Inhaber, eben dieser Doktor James, verfüge über ein Vermögen von etwa hundert Millionen Dollars.

Diese kaufmännische Auskunft über die „Bonität" des interessanten Fremdlings entfesselte natürlich ein wahres Wettrennen um die Ehre seiner Bekanntschaft. Projektenmacher aller Art drängten sich an ihn heran, die Mütter heiratsfähiger Töchter gerieten in hellen Aufruhr. Nicht minder die Mägdelein selber. Denn der Deutschamerikaner besaß zu seinen übrigen Vorzügen auch noch den, ein schöner Mann zu sein.

Die beiden Damen waren mit diesem Märchenprinzen anläßlich einer Wohltätigkeitsvorstellung, bei der Ada einige Balladen vortrug, in nähere Berührung gekommen. Als die Vorträge vorüber waren, hatte sich Colman sofort vorstellen lassen und überschüttete von Stund' an Ada mit Huldigungen, welche die schwiegersohnbedürftigen Mütter halb wahnsinnig machten.

Unter diesen Huldigungen waren manche von ganz absonderlicher Art. Einmal äußerte Ada ihr Wohlgefallen an einem jungen Offizier, der auf dem Reitwege, der sich an der

Promenade hinzog, seinen Gaul tummelte. Am zweitnächsten Morgen erschien Doktor Colman hoch zu Roß vor der Villa, welche die beiden Damen bewohnten. Er ritt ganz ausgezeichnet, und das Pferd, ein Eisenschimmel von hervorragender Schönheit, erregte das Erstaunen ganz Kissingens. Wie sich später herausstellte, hatte der Amerikaner eine Stunde nach jener Äußerung Adas an einen Berliner Geschäftsfreund telephoniert, dieser möge für seine Rechnung das beste Reitpferd, das in Berlin aufzutreiben sei, ankaufen und mittels Sonderzuges nach Kissingen befördern lassen.

Ein andermal kam Ada auf den Maler Bergmüller zu sprechen, der gerade auch in Kissingen zur Kur weilte. Sie erzählte Doktor Colman, wie leid ihr der alte Herr tue, der ein großer und feiner Künstler sei, aber infolge widriger Familienverhältnisse sich in solchen Geldschwierigkeiten befinde, daß er manchmal geradezu Mangel leide. Den Aufenthalt in dem teuren Kissingen gestatte er sich nur auf das Drängen seines Arztes, der ihm vorgestellt habe, daß er das für sich tun müsse, wenn er nicht im nächsten Winter gesundheitlich zusammenbrechen wolle.

Tags darauf lief unter den Kurgästen das Gerücht um, der Amerikaner habe Bergmüller das nächste Bild, das der Maler vollenden würde, unbesehen abgekauft, den Preis auf so viele Dollars erhöht, als Bergmüller Mark verlangt hatte, und dem ob solcher Freigebigkeit ganz fassungslosen Meister die Hälfte des Betrages als Angeld förmlich aufgedrängt.

Um diese Zeit nahm Ada Gelegenheit, in ein übrigens ganz harmloses Gespräch mit Colman die Erklärung einzuflechten, daß sie fest entschlossen sei, niemals zu heiraten, sondern ganz und gar ihrer Kunst zu leben.

Der Amerikaner sah sie groß an. „Ist das Ihr Ernst, gnädiges Fräulein?"

„Mein voller Ernst."

„Von dem Sie niemals abweichen werden?"

„Vorläufig sehe ich nichts, was mich dazu bewegen könnte," war Adas Antwort.

Colman brach das Gespräch ab und empfahl sich bald darauf. Am nächsten Tage machte er seinen Abschiedsbesuch. Sein selbstbewilligter Urlaub sei nun zu Ende. Er müsse in dringenden Geschäften erst nach London und dann zurück nach New York. —

Als das Gespräch der Damen auf diesem Punkte angelangt war, schüttelte Frau Ilgen wiederum den Kopf. „Wenn ich nur ergründen könnte, was für eine Ursache du dazu gehabt hast! Der Mann gefiel dir doch, das habe ich dir angemerkt, und du selbst hast mir's vorhin eingestanden."



Eine Magenstärkung. Nach einem Gemälde von Hugo Kotschenreiter. (S. 83)

Ada blickte unschlüssig vor sich hin. „Wirst du mich nicht auslachen, Mama, wenn ich dir die Wahrheit sage?"

„Auslachen — ich dich? Aber Kind!"

„Mama, er . . . er trägt eine Perücke."

Die Geheimrätin fuhr von ihrem Sitze in die Höhe. „Nicht möglich."

„Doch, Mama. Es ist ein ganz wundervolles Meisterwerk und ahmt den natürlichen Haarwuchs täuschend nach, aber ich habe es sofort gesehen. Beim Theater bekommt man einen scharfen Blick für derartiges."

„Aber wenn auch! Das ist doch kein Grund. Wie viele Menschen verlieren frühzeitig ihr Haar!"

„Ich weiß, Mama," sagte Ada beinahe traurigen Tones. „Trotzdem habe ich darüber nicht wegkommen können. Die Sache ist mir so abstoßend, daß ich trotz all seiner glänzenden Eigenschaften niemals ein Herz zu ihm fassen könnte. Soll ich gerade in der Liebe etwas in den Kauf nehmen müssen, was mir unangenehm und widerwärtig ist?"

Frau Ilgen trat an das Fenster und sah hinab auf den Kurfürstendamm, auf dessen blankem Asphalt die Radfahrer dahinsausten, und die Equipagen einherrollten.

„Das ist ein sonderbarer Zustand, mein Kind," sagte sie nach einer kleinen Pause. „Du hast eine Idiosynkrasie, eine nervöse, grundlose, aber um so stärkere Abneigung gegen die Kahlköpfigkeit. Da ist nichts zu machen. Also lassen wir die Sache ruhen. — Ich habe einige Besorgungen in der Stadt. Kannst du mit?"

„Ich habe keine rechte Lust, Mama. Auch muß ich ja den Brief der Theaterintendanz beantworten."

„Gut. Adieu solange, mein Liebling."

Als die Frau Geheimrat die Tiergartenstraße entlang ging, wurde sie von einem Herrn in einer Equipage, die ihr entgegenkam, sehr lebhaft gegrüßt.

Sie erschrak beinahe. War das nicht —? Da hielt der fremde Wagen auch schon. Bei Gott, er war's, der Amerikaner, Doktor Colman!

Im nächsten Augenblicke stand Doktor Colman, den Hut in der Hand, neben ihr und begrüßte sie.

„Herr Doktor! Sehr erfreut — —" stammelte die fassungslose Dame. „Heute morgen erst haben wir von Ihnen gesprochen. Wo kommen Sie denn so plötzlich her? Wir glaubten Sie unterwegs nach New York."

„Ich komme aus London," antwortete der Amerikaner. „Heute morgen hier eingetroffen. Ich war auf dem Wege zu Ihnen." Er sah sich nach seinem Wagen um und sagte: „Darf

ich mir erlauben, gnädige Frau, Sie in meinen Wagen einzuladen?"

„Mit Vergnügen!"

„Haben Sie für mich eine halbe Stunde Zeit, dann würde ich Ihnen eine Fahrt durch den Tiergarten vorschlagen."

„Gern."

Der Amerikaner gab dem Kutscher seine Weisungen, dann wandte er sich an Frau Ilgen zurück.

„Sie sind sehr erstaunt, gnädige Frau, mich in Berlin zu sehen. Ehrlich gesagt, wundere ich mich über mich selbst. Ich hätte zu Hause dringend zu tun. Ich stand auch schon auf dem Deck des Dampfers nach New York und kehrte doch wieder um, weil mir klar war, daß ich —" er machte eine kleine Pause und fragte dann leise: „Sie haben heute morgen von mir gesprochen. In freundlichem Sinne?"

„Ja."

„Wirklich? Obwohl Ihr Fräulein Tochter mich so schlecht behandelt hat? Ich weiß nicht, ob Sie darum wissen —"

Frau Ilgen legte ihre ein wenig zitternde Hand auf den Arm ihres Nachbars. „Ich weiß alles, aber seit heute erst den Grund."

Colman sah sie forschend an. „Es ist also doch ein Grund da?" fragte er langsam. „Keine bloße Laune. Das ist gut, sehr gut. Denn Gründe lassen sich beseitigen, wenn man den festen Willen hat dazu."

„Leider sieht der Grund einer Laune sehr ähnlich, und mit dem Beseitigen wird es seine Schwierigkeiten haben. Sagen Sie, Herr Doktor, ist es wahr, daß Sie . . . daß Sie eine Perücke tragen?"

Die Miene des Amerikaners wurde ziemlich verlegen. „Ja. Mein Haar war von Kindheit auf dünn und wenig haltbar. Mit zwanzig Jahren bekam ich den Typhus, und da ging es völlig aus. Da ließ ich mir eben eine Perücke machen."

„Ich hätte das im Leben nicht bemerkt, und wie mir wird es auch den anderen Leuten ergangen sein. Bloß Ada hatte die Sache auf den ersten Blick gesehen. Nun hat sie zum Unglück von Kindheit an eine heftige Abneigung vor der Kahlheit und daher —"

Doktor Colman war sehr ernst geworden. „Das ist schlimm," sagte er schweren Tones. „Und wie stünde es um meine Hoffnungen, wenn ich dieses Gebrechen nicht an mir hätte?"

„Ich bin überzeugt, gut," antwortete Frau Ilgen eifrig. „Sie sind ihr sehr sympathisch. Wenn sie nicht zum Unglück den für sie abstoßenden Eindruck sofort bekommen hätte, würde sie Sie gewiß liebgewonnen haben."

„Was raten Sie mir unter diesen Umständen, gnädige Frau?" fragte der Amerikaner.

Frau Ilgen zuckte die Schultern. „Da ist schwer zu raten. Vielleicht gelingt es Ihnen durch Ausdauer und Beharrlichkeit, die Abneigung Adas zu überwinden."

„Das ist ein langwieriger Weg, und Geduld war nie meine starke Seite. Vielleicht gibt es etwas anderes, das schneller ans Ziel führt. Vorläufig danke ich Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Mitteilungen, Frau Geheimrat. Wollen wir jetzt in die Stadt zurück?"

„Gern, Herr Doktor. Ich habe in der Friedrichstraße zu tun."

„Vielleicht ist es am besten, wenn Sie dem gnädigen Fräulein gar nichts davon sagen, daß ich hier bin. Da ich einmal das Unglück habe, ihre Abneigung zu erregen, würde die Vorstellung, daß ich sie bedrängen will, das Übel nur verschlimmern."

Frau Ilgen stimmte zu. Während der weiteren Fahrt wurde nur noch wenig gesprochen. Beide Teile waren mit ihren Gedanken beschäftigt. An der Ecke der Friedrich- und Behrenstraße ließ Colman den Wagen halten, verabschiedete sich und stieg aus.

Der Kutscher, der auf weitere Befehle wartete, wandte sich nun auf dem Bocke um: „Wohin soll's jetzt gehen?"

„Friedrichstraße 30."

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. —

Doktor Colman war indes zu der Kanzlei seines Rechtsanwalts emporgestiegen. Der Anblick des Schreibers, der seine Besuchskarte entgegennahm, entlockte ihm ein bitteres Lächeln. Was für einen prachtvollen dicken Haarschopf der Bursche hatte! Und er, der große Herr, der Papierkönig, war im Begriff, sein Lebensglück scheitern zu sehen, weil er eine Perücke tragen mußte.

Der Rechtsanwalt, ein kleiner, behäbiger Herr, kam selbst in das Schreibzimmer herausgeeilt, um den hervorragenden Besuch unter vielen Bücklingen in das Allerheiligste zu geleiten.

Der Millionär aber nahm drinnen nicht einmal Platz. „Die Konsultation wird ganz kurz sein, Herr Rechtsanwalt. Nennen Sie mir den ersten Spezialisten Berlins für Haut, Haar und solche Geschichten."

Der Rechtsanwalt sah Colman ein wenig verwundert an, sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Professor Doktor Gruner."

„Schön. Ich danke."

Colman fuhr geradenwegs zu dem Arzte, den ihm der Rechtsanwalt genannt hatte.

„Hat die Wissenschaft ein Mittel," fragte er den Arzt, „einem Menschen, der infolge Verödung der Haarzwiebeln vollständig kahl geworden ist, den Haarwuchs wiederzugeben?"

Der Professor schüttelte den Kopf. „In einem solchen Falle ist alles vergebens, sparen Sie Ihr Geld und ergeben Sie sich in Ihr Schicksal."

Sehr verstimmt fuhr der Amerikaner in sein Hotel zurück und wanderte dort in dem Salon im ersten Stockwerk, in dem vor ihm der König von Griechenland gewohnt hatte, ruhelos auf und ab. Adas süßes Gesicht und das unbedeutende Antlitz des Schreibers mit dem prachtvollen Haar sah er mit peinigender Deutlichkeit vor sich.

Plötzlich blieb er stehen.

„Halt!" murmelte er. „Bei uns im Westen gibt es eine ganze Anzahl von Indianern Skalpierter, die mit dem Leben davongekommen sind. Das ist ein Lichtblick!"

Er stürzte hinaus nach der Telephonzelle und klingelte den Rechtsanwalt an.

„Könnten Sie mir einmal Ihren Schreiber für eine Stunde hersenden?"

„Mit Vergnügen!" schallte es heiser in der Hörmuschel.

„Also bitte. Aber den mit dem braunen Schopf."

„Den Müller? Gut. Können Sie haben."

„Sagen Sie ihm, daß er direkt herkommt. Nicht etwa erst nach Hause, um einen guten Rock anzuziehen. Die Sache eilt."

„In einer Viertelstunde ist er dort."

„Danke. Schluß!"

Zehn Minuten später brachte der Kellner den Schreiber zu Colman herein.

„So!" rief ihn Colman an. „Sie sind pünktlich. Das freut mich. Setzen Sie sich. Ich habe mit Ihnen zu reden."

Vor Erstaunen halb von Sinnen, nahm der dürftig gekleidete Mann zögernd Platz.

„Sagen Sie mal, Herr Müller," fragte der Amerikaner ohne weiteres, „wie viel Gehalt haben Sie?"

„Achtzig Mark monatlich."

„Sie leben bei Ihren Angehörigen?"

„Ich habe meine alte Mutter bei mir. Sie liegt seit drei Jahren im Bett."

„Hm . . . Vermögen ist wohl keines da?"

„Nicht ein Pfennig."

„Da müssen Sie also mit achtzig Mark alles bestreiten? Auch die Bedienung für die Kranke? Was bleibt denn da Ihnen als Taschengeld?"

„Nichts."

„Kann ich mir denken. Nur nicht, wie Sie damit auskommen. Ein junger Mann in Ihrem Alter hat doch seinen Schatz. Sie tragen ja einen Verlobungsring, wie ich sehe. Führen Sie denn Ihre Braut nicht des Sonntags aus? In den Grunewald oder so?"

Jetzt wurde Müller gesprächiger. Colman hatte offenbar die Stelle berührt, die ihn am meisten schmerzte.

„Da . . . da muß meistens sie bezahlen. Herr Doktor — das ist ein Leben! Meine arme Braut muß bei fremden Leuten dienen, und das bißchen, das sie erübrigt, wandert zu uns. Es ist ja kein Auskommen möglich sonst. Ich habe meine arme Mutter gewiß sehr lieb. Und doch — so schrecklich es klingt — manchmal ertappe ich mich auf dem Wunsche: Wenn es doch schon vorüber wäre! Wenn das noch lange so geht, gehen wir ja beide zu Grunde, meine Braut und ich. Und für die alte Frau ist keine Hilfe, wiederum, weil wir die Mittel nicht haben. Eine Badekur, sagen die Ärzte, könnte sie wieder auf Jahre hinaus leidlich gesund werden lassen. Aber woher nehmen?"

Colman beobachtete die Miene des jungen Mannes scharf, während sich dem diese Schilderung seines Elends in bald stockenden, bald hastig überstürzten Worten über die Lippen drängte.

Als Müller nun schwieg, fragte der Doktor: „Sie würden also alles tun, um in den Besitz eines Vermögens von . . . sagen wir hunderttausend Mark zu kommen?"

Der Schreiber erschrak so heftig, daß er auf seinem Sitze ein wenig in die Höhe schnellte. Sein Blick umflorte sich. Seine Stimme war heiser vor Aufregung, als er antwortete: „Alles, was ein ehrlicher Mann darf."

„Ich mute Ihnen nichts Unehrliches zu," antwortete Colman ruhig. „Sie sollen sich nur zu . . . zu einem Experiment hergeben. Ihre Gesundheit läuft dabei keine Gefahr, die Schmerzen werden bei den modernen Betäubungsmitteln kaum in Betracht kommen. Entstellen wird Sie die Sache freilich etwas."

„Um . . . um was handelt es sich denn?" stotterte der Schreiber.

„Es soll der Versuch gemacht werden, einem Kahlkopf dadurch zu Haaren zu verhelfen, daß man Sie und ihn skalpiert. Dann würde ihm Ihre Kopfhaut mit diesen prachtvollen braunen Haaren angeheilt, und Sie bekämen seine Glatze. Auf der müßten Sie eine Perücke tragen, um die Narbe zu verdecken."

Der junge Mann fuhr mit zitternden Händen über sein Haar, auf das er so stolz war. „Und dafür . . . dafür die hunderttausend Mark?" stammelte er.

Colman nickte. „Dafür. Der Betrag wird auf der Deutschen Bank für Sie hinterlegt, sowie Sie Ihre Zustimmung geben. Die Operationen würde ein hervorragender Chirurg vornehmen."

Müller stand auf. Er war totenblaß, aber seine Augen leuchteten entschlossen. „Herr Doktor," sagte er, „wenn's auf mich allein ankäme, ich würde es sofort tun. Schon um

meiner Mutter willen. Aber ich habe eine Braut. Sie hat natürlich ein Anrecht, gefragt zu werden."

Jetzt erhob sich auch Colman. Er reichte dem Schreiber die Hand. „Sie gefallen mir, junger Mann. Also fragen Sie Ihre Braut. Sonst aber reden Sie zu niemand darüber. Sowie die junge Dame, die ja zuerst wohl opponieren wird, ihre Zustimmung gegeben hat, kommen Sie wieder. Für die Zwischenzeit, damit Sie sich einigermaßen regen können, diese Kleinigkeit. Nehmen Sie nur." Er drückte Müller einen blauen Schein in die Hand und fuhr dann fort: „Und noch eins: Für den Mann, dem zuliebe Sie auf Ihren Skalp verzichten sollen, hängt nicht weniger davon ab als sein Lebensglück. Ein Lebensglück abhängig von drei Handvoll Haar — die Welt hat einen wunderlichen Lauf. Gehen Sie jetzt, Herr Müller ... zu Ihrer Braut. Bei Ihrem Chef werde ich Sie telephonisch entschuldigen."

Er schob den verwirrten jungen Mann zur Tür hinaus.

— — — — — — — — — —

Einige Tage später saßen die beiden Damen Ilgen wieder am Frühstückstisch einander gegenüber. Die Frau Geheimrätin dachte seit der Begegnung mit Colman unablässig an den Amerikaner. Was der arme reiche Mann wohl treiben mochte? Vielleicht war er gar nicht mehr in Berlin.

Die gute Frau lugte verstohlen zu ihrer Tochter hinüber und seufzte.

Wie vortrefflich dieses schöne Geschöpf in die glänzende Lebensstellung an der Seite dieses Doktor James Colman gepaßt hätte! Und bloß eine unglückselige Perücke und Adas wunderliche Abneigung gegen die Kahlheit trennten diese beiden Menschen voneinander!

Da bemerkte Ada: „Mama, unsere Anna kommt mir seit einigen Tagen so eigentümlich vor. Sie geht mit verweinten Augen herum, ist zerstreut und —"

„Das habe ich auch schon bemerkt. Wer weiß, was das arme Ding drückt."

„Sie tut mir leid. Ein so hübsches, sanftes, sympathisches Geschöpf. Ob ich sie frage? Vielleicht tut es ihr wohl, sich auszusprechen."

„Frage sie immerhin, mein Kind. Ich für meine Person tue dergleichen ja nicht mehr, weil man ja doch in den seltensten Fällen helfen kann. Aber in solchen Dingen soll jeder seinem eigenen Herzen folgen." —

Eine Stunde später nahm Ada die Gelegenheit wahr, als das Dienstmädchen zu ihr kam und mit umflorter Stimme fragte, ob das gnädige Fräulein irgend etwas zu besorgen habe. Sie müsse in die Stadt.

Sie ergriff das erstaunt aufblickende Geschöpf an beiden Händen und sagte gütigen Tones: „Wollen Sie mir nicht anvertrauen, liebe Anna, was Ihnen das Herz schwer macht? Ich beobachte Sie schon seit einigen Tagen ..."

Anna brach in Tränen aus. „Ach, gnädiges Fräulein — ich soll ja nicht reden davon, aber es ist schrecklich! Mein armer Otto! ... Er ... er hat so schönes Haar ... das sticht einem reichen Mann in die Augen ... und Otto will's tun, weil wir alle miteinander so arm sind."

„Was tun? Ich verstehe nicht. Soll sich Ihr Otto die Haare abschneiden lassen?"

Das Dienstmädchen schüttelte heftig den Kopf. „Das wäre doch gar nicht so ... so entsetzlich! Skalpieren lassen wollen sie sich beide ... und die Kopfhaut tauschen! Das geht auf Leben und Tod. Die Ärzte sind noch uneins darüber. Die einen sagen, es gelingt, die anderen, es gelingt nicht. Doktor Colman will's aber wagen ... trotzdem."

Jetzt war Ada bis in die Lippen hinein blaß. „Doktor Colman? Wann — wann soll die Operation —?"

„Morgen oder übermorgen."

Ada schob das Mädchen von sich und stürzte hinüber zu ihrer Mutter. „Mama — Mama! Colman ist in Berlin."

Die Dame blickte überrascht ihre Tochter an. „Ich weiß, mein Kind. Ich habe ihn getroffen. Woher aber weißt du davon? Und warum bist so aufgeregt?"

„Weißt du auch, was er vorhat?"

„Nein."

Schaudernd erzählte Ada ihrer Mutter, was sie von Anna erfahren hatte.

Frau Ilgen hörte mit wachsendem Erstaunen und Grauen zu. „Unglaublich!" rief sie, als die Tochter geendet hatte. „Aber ihm sieht es ähnlich. Er liebt dich bis zum Wahnsinn."

„Aber, Mama!" stammelte Ada. „Das mit dem Skalpieren ist doch schändlich! Das darf nicht geschehen! Wie können wir's nur hindern?"

Frau Ilgen lächelte. „Das wäre ganz einfach. Wir schicken Anna zu ihm mit einer dringenden Einladung, und wenn er kommt, sagst du ihm, daß du ihn nehmen willst, wie er ist. Über die Abneigung gegen die Perücke wirst du mit einiger Willenskraft schon wegkommen. — Nun, wie ist's, Liebling, soll ich Anna den Auftrag geben?"

Ada barg ihr Gesicht an der Schulter der Mutter. „Schick sie hin!" hauchte sie ihr ins Ohr.

— — — — — — — — — —

Drei Monate später gab es zwei Hochzeiten. Die beiden Paare waren Doktor James Colman mit Ada Ilgen und Otto Müller mit seiner Anna.

Der Amerikaner hatte, als er dem Schreiber mitteilte, daß die Sache nunmehr gegenstandslos geworden sei, hinzugefügt: „Natürlich soll das Ihr Schaden nicht sein. Ich bezahle Ihren guten Willen gerade so wie die vollzogene Tatsache."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Tagebuche eines Türstehers. — Ende des Jahres 1859 starb zu Paris ein achtzigjähriger Greis, der seit dem Jahre 1800 Portier im Tuilerienschlosse war und dieses Amt bis kurz vor seinem Tode versah. Seine Hinterbliebenen fanden unter seinem Nachlaß auch ein kleines in Leder gebundenes altes Heft, das nur drei bis vier Blätter Schreibpapier enthielt. Auf der ersten Seite stand der Titel: „Verzeichnis der Bewohner des Tuilerienschlosses während meiner Dienstzeit." Auf der zweiten Seite begann folgendes Verzeichnis:

1. Napoleon Bonaparte, erster Konsul der Republik, sodann Kaiser der Franzosen, eingezogen den 29. Februar 1800 aus dem Luxembourgpalais, ausgezogen den 30. März 1814 nach der Insel Elba.

2. Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra, eingezogen den 3. Mai 1814 aus England, ausgezogen den 19. März 1815 nach Gent.

3. Napoleon, Kaiser der Franzosen, eingezogen den 20. März 1815 aus Elba, ausgezogen den 3. Juli 1815 nach der Insel St. Helena.

4. Ludwig XVIII., eingezogen den 18. Juli 1815 aus Gent, gestorben im Schlosse den 16. September 1824.

5. Karl X., König von Frankreich und Navarra, eingezogen den 17. September 1824 aus dem Pavillon Marsan, ausgezogen den 29. Juli 1830 nach Schottland.

6. Das Pariser Volk, eingezogen den 29. Juli 1830 von der Straße, ausgezogen den 29. August d. J. zu seinen Geschäften.

7. Ludwig Philipp I., König der Franzosen, eingezogen den 29. August 1830 aus dem Palais Royal, ausgezogen den 24. Februar 1848 nach England.

8. Das Volk von Paris, eingezogen den 24. Februar 1818 von den Barrikaden, ausgezogen den 20. März 1848 zu seinem Berufe.

9. Napoleon III., Kaiser der Franzosen, eingezogen am 2. Dezember 1852 aus dem Palais Elysée, ausgezogen ...?

Den Auszug dieses letzten Bewohners der Tuilerien konnte der alte Portier nicht mehr notieren. [C. T.]

Unbegreifliche Dummheiten. — Im allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, daß in dem Verbrechertum ein sehr hoher Grad von Intelligenz stecke, und wenn man der vielen Fallen und Schlingen gedenkt, in denen die Zunft der Gauner, Hochstapler und Beutelschneider ihr Opfer zu fangen weiß, ist diese Ansicht auch völlig gerechtfertigt; anderseits aber kann man sagen, daß selbst die geriebensten Verbrecher oft die allergewöhnlichsten Regeln der Klugheit und Vorsicht außer acht lassen und sich so selbst ans Messer liefern, wie dies zwei besonders markante Fälle schlagend beweisen.

Im Jahre 1887 hatte die belgische Staatsbank in Brüssel auf einen von dem Frankfurter Bankhause Oppenheim ausgestellten Scheck, welcher brieflich und telegraphisch avisiert worden war, an einen Engländer ein Vermögen in barem Gelde ausgezahlt; es waren 150,000 Franken. Nach Empfang des brieflichen Auftrages war, wie dies im internationalen Bankverkehr üblich ist, der Sicherheit wegen eine telegraphische Bestätigung der Zahlungsordre erbeten worden, die denn auch pünktlich einging. Zwei Tage später traf der avisierte Scheckinhaber ein, und das Geld wurde ihm anstandslos ausgezahlt. Als dann die Firma Oppenheim von der Ausführung des Auftrages benachrichtigt wurde, stellte es sich heraus, daß die Bank einem schlau eingefädelten Betruge zum Opfer gefallen war, denn das erste Schreiben, das Telegramm und der Scheck waren gefälscht.

Der Empfänger des Geldes war eine hohe imponierende Erscheinung mit blondem Haar und Bart, und der Kassier entsann sich seiner genau. Hatte er dem Fremden doch selbst die großen Scheine in die mit einem schwarzen Handschuh bedeckte Rechte gelegt. Denn es war ihm aufgefallen, daß jener mit der rechten Hand ziemlich unbehilflich die Scheine zusammenschob, da ihm augenscheinlich der Mittelfinger derselben fehlte. Der Handschuh war nach diesem Defekte gearbeitet und wies nur den Daumen, Zeige-, Ring- und kleinen Finger auf.

Natürlich kam die ganze Polizei des Kontinents und Englands auf die Beine. Der Betrüger hatte nur ein mangelhaftes Französisch mit englischem Akzent gesprochen, aber obwohl der Telegraph sofort die genaueste Personenbeschreibung des Mannes mit dem fehlenden Mittelfinger in alle Weltgegenden trug — er blieb verschwunden.

Es ist bei der Berliner Kriminalpolizei, und auch wohl anderwärts, üblich, daß die Akten unentdeckt gebliebener Verbrechen in keinem Falle völlig beiseite gelegt, sondern vierteljährlich nachgesehen werden, wie denn auch die Nachforschungen niemals gänzlich aufhören. Auf diese Weise bleiben nicht allein die mit dem Kriminalfall speziell betrauten Beamten, sondern auch alle übrigen stets genau orientiert.

Nun kam eines Tages die Nachricht aus Wien nach Berlin, daß dort eine Frau verhaftet worden sei, welche mit der flüchtigen Ehefrau des Raubmörders Gönczi, der im Herbst 1898 die Rentière Schulze nebst deren Tochter in Berlin ermordet hatte, identisch scheine. Obgleich es völlig widersinnig schien, daß das raffinierte Verbrecherpaar, das absolut gar keine Spur hinterlassen, sich noch in Europa, noch dazu in seiner Heimat Österreich aufhalten sollte, wurde doch ein Berliner Kommissär, dem die Frau persönlich bekannt war, nach Wien abgesandt.

Die Verhaftete war nicht Frau Gönczi, aber der Beamte war trotzdem nicht umsonst gereist. Beim Passieren der österreichischen Grenze wurde sein Gepäck von den Grenzbeamten untersucht und mit dem seinigen zugleich das eines in Brasilien ansässigen Franzosen. Da dieser Fremdling den Steuerbeamten ziemlich schroff begegnete, nahmen diese es mit der Revision recht genau und warfen ihm den Inhalt des ganzen großen eleganten Koffers heraus und völlig durcheinander. Plötzlich sah der Berliner Beamte, welcher dabei stand und mit Ungeduld auf seine eigene Abfertigung wartete, aus einer am Zwischendeckel des Koffers angebrachten Tasche einen alten schwarzen Handschuh herausfallen, der nur vier Finger aufwies und augenscheinlich eigens für jemand angefertigt war, dem der Mittelfinger fehlte.

Es war ein Handschuh für die rechte Hand! Das Gesicht des französischen Brasilianers färbte sich für einen Augenblick dunkelrot, und schnell schob er den Handschuh in die Koffertasche zurück.

Der Berliner Kommissär, vor dessen geübtem Auge sofort der vor elf Jahren geschehene Brüsseler Bankraub ganz deutlich stand, machte kurzen Prozeß. Er legitimierte sich durch seinen von dem österreichischen Botschafter in Berlin beglaubigten Paß bei dem österreichischen Grenzkommissär, sagte dem erbleichenden Brasilianer den Brüsseler Gaunerstreich auf den Kopf zu und hatte die Genugtuung, daß der österreichische Kollege den vornehmen Fremden verhaftete und mit demselben in seiner und noch eines Beamten Begleitung nach Wien abdampfte.

Hier war man im ersten Augenblick über das schnelle Verfahren etwas betreten, aber die Wiener Polizei greift trotz aller Liebenswürdigkeit und Gemütlichkeit fest zu; der vierfingerige alte, augenscheinlich längst vergessene Handschuh verfehlte seinen Eindruck nicht. Man behielt den Fremden ungeachtet seiner anscheinend richtigen Legitimationspapiere in Haft und telegraphierte sofort nach Brüssel. Drei Tage später fanden sich auf der Wiener Stadthauptmannschaft zwei Herren ein; es war der Hauptkassier der Belgischen Bank in Brüssel und ein alter Bote derselben, welcher den angeblichen Engländer eingeführt hatte. Beide Herren erkannten den Betrüger, trotz der vielen inzwischen vergangenen Jahre, mit aller Bestimmtheit wieder.

Wie war es möglich, so muß sich jedermann fragen, daß ein so geriebener Spitzbube so dumm sein konnte, diesen unglückseligen Handschuh, nachdem er seinen Zweck erfüllt und die Polizei irregeleitet hatte, nicht zu vernichten? Der Spitzbube hatte natürlich alle seine Finger, vermochte aber, wie vielfache Experimente festgestellt haben, den Mittelfinger ganz flach gegen die Handfläche zu legen. Eine unglaubliche Nachlässigkeit war dieses Aufheben des Handschuhs! Und doch eine Tatsache. —

Was den zweiten Fall von geradezu verblüffender Dummheit anbetrifft, so hat sich im Laufe des Januar 1898 ein sehr angesehener Einwohner des unmittelbar bei Berlin liegenden großen Vororts Rixdorf als ein alter berüchtigter Einbrecher und Zuchthäusler entpuppt. Der Mann führte ein Doppelleben. Bei Tage war er der ehrenfeste, fleißige Tischlermeister, der Pferde und Wagen sich hielt und zehn Gesellen beschäftigte — des Nachts war er Dieb und Einbrecher. Wie viel Schlauheit, welch eiserne Energie gehört nicht dazu, solch ein Doppelleben jahrelang fortzuführen!

Und doch kam er zu Falle durch eine Dummheit, die selbst bei einem Anfänger unbegreiflich gewesen wäre. Er wollte nämlich im September 1897 ein gestohlenes Wertpapier von 1000 Mark bei einem Berliner Bankier verkaufen.

Der Kassier sah natürlich vor der Auszahlung des Betrages die Liste der verloren gegangenen und als gestohlen gemeldeten Papiere durch. Die Nummer des Papiers befand sich unter den letzteren, und der Tischlermeister wurde verhaftet. Er gab sich nun einen falschen Namen, behauptete ein in Amerika geborener Pole zu sein und führte die Polizei und den Untersuchungsrichter durch immer neue Ausflüchte derartig in der Irre herum, daß diese vor einem schier unlösbar scheinenden Rätsel standen.

Während dieser Zeit befand sich die Tischlerwerkstätte in Rixdorf, ja die ganze dortige Einwohnerschaft in großer Aufregung wegen des spurlosen Verschwindens des Tischlermeisters, und, so unglaublich das klingt, die Behörde, auch die natürlich benachrichtigte Berliner Polizei, neigte zu der Annahme, daß der allbekannte wohlhabende alte Herr einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei. Denn für sein Verschwinden gab es absolut keine Erklärung; er erfreute sich des besten Rufes, seine Vermögenslage war eine durchaus geregelte, und sein Geschäft, das vorläufig von dem Altgesellen weitergeführt wurde, ging flott.

Da hatte in den letzten Tagen des Januar der in Rixdorf stationierte Gendarmerieoberwachtmeister in Moabit einen Termin wahrzunehmen. Während er auf dem Korridor vor dem Verhandlungszimmer auf und ab ging, wurde ein Untersuchungsgefangener, der auf dem weißen Pappschild vorn auf der Brust die Nummer 79 in großen schwarzen Zahlen trug, zum Verhör bei ihm vorbeigeführt. Trotzdem der Gefangene das Gesicht abwandte, schien seine Figur dem alten Wachtmeister bekannt. Zwei Schritte — und der Beamte stand vor dem verschwundenen Tischlermeister.

Nun rollte sich der Vorhang sehr schnell auf. Man hielt bei dem wohlhabenden, ehrenfesten Tischlermeister Haussuchung ab, fand viele, ebenfalls aus Einbrüchen herstammende Wertpapiere, Juwelen und Schmucksachen, konnte feststellen, daß der brave Mann einen ganz anderen Namen hatte, als er in Rixdorf führte, und endlich, daß er bereits viele Jahre im Zuchthause gesessen hatte! Trotz der Gewandtheit, mit welcher der Mann sein vergangenes Leben zu verschleiern wußte, trotz der Energie und Kühnheit, welche er bei seinem Doppelleben entwickelte, hatte die Dummheit einer schwachen Stunde ihn ins Verderben geführt. Und so ergeht es den meisten Verbrechern. [Th. Gandert.]

Er kennt sie.

Arzt (im Vorzimmer zum Hausherrn): Wo fehlt's der Frau Gemahlin?

Mann: Ein neuer Hut steckt ihr halt im Kopf.

Arzt: O weh, den bringt auch der beste Chirurg nicht heraus!

Sonderbare Bausteine. — Bei keiner Sache, die der Mensch zur Befriedigung seiner äußeren Bedürfnisse gebraucht, ist er so abhängig von seiner Umgebung als bei der Beschaffung seines Baumaterials. Wie in Sandgegenden der Ziegelstein, in Kalkgebirgen oder Sandsteinformationen der Quaderstein die Gegend beherrscht, wie es Örtlichkeiten gibt, wo Marmor billiger als Ziegel ist, so baut man im Walde von Holz, an Vulkanen aus Lava und Tuff, und in den arktischen Gegenden sind die Häuser aus Eis. Es kann daher auch kaum wundernehmen, wenn man an Korallenküsten die seltsamen Gebilde, welche die kleine unterseeische Tierwelt oft zu ungeheuren Bänken und Riffen auftürmt, losbricht und Häuser daraus baut. Die Ortschaft Tur am Roten Meere ist fast ganz aus Korallenblöcken erbaut, und auf Ceylon wird der Korallenstein als Baumaterial sehr hoch geschätzt. Mit einer fabelhaften Leichtigkeit, die es vielleicht sogar gestatten würde, Korallenblöcke als Baumaterial nach Europa zu verfrachten, verbinden sie eine sehr große Festigkeit und ein schönes Aussehen. Auf Jaffnapatam (Ceylon) sind große Brücken mit weiter Bogenstellung aus Korallen erbaut worden, in Chundikuli hat man die Ornamentierung einer gotischen Kirche daraus hergestellt, und allgemein ist die Verwendung der Korallenbruchstücke als Pflastermaterial. [B.]

Ein Schuldenmacher. — Lord Thomas Spencer, derselbe, der dadurch ein neues, nach ihm benanntes Kleidungsstück schuf, daß er sich einst auf der Jagd durch Hängenbleiben an einem Aste einen Schoß seines Frackes abriß und, weil er sich in diesem Aufzuge außerhalb des Waldes nicht sehen lassen wollte, auch den zweiten Schoß abschnitt, war ein gar wunderlicher Herr. So machte er, obwohl sehr reich, doch mit Vorliebe Schulden und pflegte durch deren Nichtbezahlung seine Gläubiger zu den äußersten gesetzlich zulässigen Mitteln zu treiben, das heißt die Schulden gewöhnlich erst dann zu bezahlen, wenn man ihn ins Gefängnis werfen lassen wollte. Die Vorstellungen seiner Angehörigen und Freunde, doch dieser, mit Rücksicht auf die in England sehr hohen Gerichtskosten, teuren Gewohnheit zu entsagen, fruchteten nichts.

Die Unannehmlichkeiten aber, welche infolge der fortwährenden Jagd der Gerichtsleute nach seiner Person eintraten, brachten ihn schließlich auf den Gedanken, „sich vor sich selbst zu schützen“. Zu diesem Zwecke veröffentlichte er im Jahre 1818 in den Zeitungen folgende Warnung: „Ich warne hiermit jedermann, mir jemals mehr als einen Schilling zu borgen, da ich fest entschlossen bin, auch diesen nie zu bezahlen oder bezahlen zu lassen.“ Das Mittel war drastisch, scheint aber nicht viel genutzt zu haben, denn Lord Spencer hat Schulden gehabt bis an sein Ende. [R. M.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösung des Füll-Rätsels in Nr. 10: 1. Eisenbahn, 2. Ida, 3. Nuß, 4. Eis, 5. Tau, 6. Ara, 7. Rom, 8. Ode, 9. Kuh, 10. Pan, 11. Arm, 12. Rum, 13. Tag, 14. Ino, 15. Elisabeth = Eine Tarokpartie.

Umstellungs-Rätsel.

Sechs Zeichen nur enthält das Wort:
Bald in der Schweiz als Badeort,
Bald wieder auch in Griechenland
Dir als ein Hafen wohlbekannt.
Ja, selbst als Stadt des Altertums,
Der Heimat hohen Heldenruhms,
Wie auch als Titel es sich zeigt,
Vor dem manch Perser sich geneigt.
Doch muß — das sei hier noch genannt —
Sich ändern stets der Zeichen Stand.

Auflösung folgt in Nr. 12.

Anagramm mit Logogriph.

Es trägt's auf seiner Haut
Ein wohlbekanntes Tier;
Verschiebt man Laut um Laut,
So ist's ein Offizier.

Wenn man ein Zeichenpaar
Aus seinem Herzen reißt,
So wird's im ganzen Jahr
Von jung und alt verspeist.

Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösungen von Nr. 10:

der viersilbigen Scharade: Bürgermeister;
des Versteck-Rätsels: Meran, Pomeranze.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.